Nr. 43. XXI. Jahrgang. Freitag, 14. Februar 1913.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.

Fernsprecher: Redaktion Nr. 3807, Expedition Nr. 4571, Verlag Nr. 542. Telegr.-Adr.: Neueste Dresden.

Anzeigen: Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 20 Pf., für auswärts 25 Pf., für das Ausland 40 Pf. Tabellensatz 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile 1.50 Mk., mit Platzvorschrift 2 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresaufträgen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühr 30 Pf. Anzeigen von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie. Telephonische Aufgabe und Fürsteilung von Anzeigen ist unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Auslande nehmen Anzeigen zu Originalpreisen und -rabatten an.

Bezugspreis: Im Dresdner Bezirk monatlich 60 Pf., vierteljährlich 1.80 Mk. frei Haus, durch unsre weiteren Ausgabestellen monatlich 70 Pf., vierteljährlich 2.10 Mk. frei Haus. Mit der wöchentlichen Beilage „Illustrierte Neueste" oder „Dresdner Illustrierte Blätter" je 15 Pf. monatlich mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 90 Pf., vierteljährl. 2.70 Mk.
„ B ohne Illustr. Beilage „ 75 „ „ „ 2.25 „
In Oesterreich-Ungarn: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1.70 Kr., vierteljährl. 5.10 Kr.
Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1.50 „ „ „ 4.57 „
Nach dem Auslande in Kreuzb. wöchentlich 1 Mk. Einz.-Numm. 10 Pf.

Auf einer höheren Warte ...

Seit den fast vergessenen Tagen der Reichstagsdebatte über das „Daily-Telegraph"-Interview hat die Oeffentlichkeit sich seltener als sonst mit Reden des Kaisers befaßt. Und wenn Bismarck mit Recht gesagt hat, es solle sich der Monarch öffentlich „nicht ohne die ministeriellen Bekleidungsstücke zeigen" — womit unzweideutig gemeint war, daß man die höchste Spitze des Staates stets auf einer höheren Zinne sehen wolle, als auf der Plattform der parteilichen Diskussion — so durften die überzeugten Monarchisten jeder Parteirichtung mit Genugtuung feststellen, daß aus jenen etwas erregten Tagen doch die Erkenntnis gerade von diesen treuen Blicken einer in keiner Weise ehrfurchtslosen Kritik übriggeblieben war. Nun hat der Kaiser gestern dem deutschen Landwirtschaftsrat in der denkbar glanzvollsten Umgebung die Ehre seines Besuches erwiesen und in dieser Versammlung, die wirklich nicht als die objektivste Behörde der Welt gelten kann, eine Rede gehalten, die unsern Lesern in ihren wichtigsten Teilen bereits bekannt, und wie zu erwarten war, der Gegenstand lebhafter Erörterungen geworden ist. Wilhelm II. findet in seinen Reden häufig einen erzieherischen Ton, der gestern auch wieder nicht ohne Reiz an die Schulvisitationen Karls des Großen erinnerte. An jene besondere Art, aus der tatsächlich erzieherische Absicht und Niederlegung spricht. Wenn man aber im Bismarckschen Sinne an die ministeriellen Bekleidungsstücke denkt, so muß man mit Bedauern empfinden, daß der Monarch gestern in dieser Beziehung nicht so ausgerüstet war, wie es die beste monarchische Tradition und jeder wünscht, der den Führer Deutschlands ungern Meinungen äußern hört, die längst von der Wissenschaft und den Tatsachen bis ins Kleinste widerlegt sind.

Der Kaiser hat einen Vortrag über die Erfolge seiner Zucht- und Meliorationsversuche auf seinem Gute Cadinen gehalten. Hat dabei ein umfassendes Zahlenmaterial vor dem Landwirtschaftsrate ausgebreitet, um den Nachweis zu führen, daß sich durch eine richtige Methodik eine erhebliche Produktionssteigerung der deutschen Landwirtschaft erzielen lasse. Diese Tendenz kann jeder Vaterlandsfreund nur begrüßen. Jeder Vernünftige wünscht, daß die in deutschem Grund und Boden noch lange nicht ausgenutzten Kräfte entfaltet werden. In diesem Teile der Rede des Kaisers gilt uns sogar die Tendenz mehr als die Einzelheiten. Denn man kann gelinde Zweifel hegen, ob die mit erheblichem Kapitalaufwand betriebene Musterwirtschaft auf Cadinen dem größeren Teil des ländlichen Grundbesitzes möglich ist, der fortwährend mit Kapitalnot, ja zu einem erheblichen Teil mit Verschuldung zu kämpfen hat. Aber auch darin ist die Nation mit ihrem Kaiser einig, daß aus öden Heidestrecken und Moor durch planmäßige Kultivierungsarbeiten noch unendlich viel herauszuholen ist. Der Resolution des Landwirtschaftsrats, die eine beschleunigte Urbarmachung der Moorgründe und Heidestrecken und die planmäßige Ansiedlung von Landwirten auf altem und neuem Kulturland fordert, um eine gesunde Mischung von großen, mittleren und kleinen Gütern herbeizuführen, wird männiglich beipflichten. Daß gerade der preußische Fiskus in der letzten Zeit aber Dutzende von Domänen nicht in Parzellen an bäuerliche Ansiedler, sondern als Großbesitz verkauft hat, sieht allerdings nicht danach aus, als ob diese Resolution in den Reihen der Großgrundbesitzer wirklich auf tatkräftige Unterstützung zu hoffen hätte. Jedenfalls ist es erfreulich, daß man sich in den Kreisen der Großgrundbesitzer nicht mehr gegen die Mängel des bisherigen agrarpolitischen Systems verschließen kann und die Gefahren, die das Ueberwiegen des Großagrertums in vielen Gegenden unsres Vaterlandes gezeitigt hat, erkennt.

Um so seltsamer berührt es in diesem Zusammenhang, daß der Kaiser im weiteren Verlauf seiner Rede unter dem stürmischen Beifall der Großgrundbesitzer die unumwundene Erklärung abgegeben hat: „die deutsche Landwirtschaft ist in der Lage, den Bedarf an Futtermitteln, Brot, Getreide und Fleisch ohne jede Hilfe des Auslandes zu decken." Diese Stelle wird kaum irgendwo anders Beifall finden als in den Reihen der Oldenburg, Diederich Hahn und Genossen. Die Tatsachen, unter denen die Volksernährung seit langer Zeit schwer zu leiden hat, widersprechen so eindringlich diesem Irrtum, daß man sich mit Bedauern genötigt sieht, wieder einmal darauf hinzuweisen: in einem Industriestaat, wo die Landwirtschaft tatsächlich den Bedarf an Fleisch zu decken vermöchte, könnte nicht fortwährend die Schlachtung von Pferden, Ziegen und Hunden sich stark vermehren. Es ist ferner darauf hinzuweisen, daß den erhöhten Zöllen zum Trotz in dem Zeitraum von 1907—1911 die Einfuhr von Brot und Getreide um 614 Millionen Mark gestiegen ist. An Tieren und tierischen Produkten hatten wir 1911 eine Mehreinfuhr von 1687 Millionen Mark, zusammen also an Erzeugnissen der Landwirtschaft für den Nahrungsbedarf 4660 Millionen Mark!! Erst in letzter Zeit haben sich die Reichsregierung, die Bundesregierungen und die Kommunen durch die drängende Fleischnot veranlaßt gesehen, den leider wenig geglückten Versuch zu machen, den bedenklichen Zustand etwas zu mildern, der dadurch entstanden ist, daß die deutsche Landwirtschaft mit ihrer Produktion so stark im Rückstand geblieben ist gegen die Ernährungsbedürfnisse des Volkes. Und wenn der Staat selbst in dem ersten trockenen Jahre, wie wir es ja im Jahre 1911 zur Genüge gesehen haben, genötigt ist, der Landwirtschaft durch den Import ausländischer Futtermittel aus großer dringender Not durch zollfreie Einfuhr, Notstandstarife und andre außerordentliche Mittel zu helfen, so kann nicht deutlicher nachgewiesen werden, wie groß der Irrtum ist, die deutsche Landwirtschaft sei in der Lage, ihren Bedarf an Futtermitteln selbst aufzubringen. Daß dies wenigstens in absehbarer Zeit undenkbar ist und daß dem O der Futternot das W der Fleischteuerung nach dem Kapuziner-Alphabet mit grausamer Logik folgen muß, das eben erlebt die Nation gerade jetzt am eigenen Leibe.

Einer der besten Kenner der Landwirtschaft, Professor v. d. Goltz, hat vor Jahrzehnten schon gesagt, daß auf den Latifundien in Deutschland ein viel größerer Teil des Ackerlandes mit Getreide bestellt werde, als dies nach volkswirtschaftlichen Grundsätzen zweckmäßig sei. Trotzdem aber können wir zwar unsern Bedarf an Roggen decken und sogar nach dem oft beklagten System der Einfuhrscheine davon noch ein gewisses Quantum ausführen. Dennoch mußten wir selbst nach den reichsten zwei Erntejahren, die wir jemals gehabt haben, im Jahre 1908 für 687 Millionen Mark mehr Getreide und Reis einführen. Im Jahre 1907 aber stellte sich unsre Bilanz in Getreide, Hülsenfrüchten und Müllereierzeugnissen sogar um 902 Millionen Mark passiv! Dabei haben wir es fortwährend mit den künstlich gesteigerten Getreidepreisen zu tun. An Oelfrüchten und Erzeugnissen der Oelmüllerei ist unsre Bilanz im Jahre um rund ½ Milliarde Mark passiv! Und darin steckt doch auch ein sehr erheblicher Futterwert, da die Rückstände der Oelmüllerei, die Oelkuchen, ein höchst wertvolles Futtermittel darstellen. Dazu kommt noch, daß wir an Rindern, Schweinen, Geflügel, Fleisch u. a. tierischen Landwirtschaftsprodukten jährlich um ca. 800 Millionen Mark mehr aus dem Auslande trotz der doppelten Zollbarrieren hereinnehmen müssen, als wir ausführen! Selbst in den günstigsten Jahren müssen wir nachgewiesenermaßen zwischen 1850 bis 2000 Millionen Mark mehr an Nahrungs- und Genußmitteln, Vieh und Futtermitteln aus dem Auslande einführen!!

Wenn aber gerade jetzt die offizielle Statistik sogar mit saurer Miene feststellen muß, daß z. B. vom Dezember 1911 bis Dezember 1912, also in einem Jahre, die Zahl der Schweine in Deutschland um nicht weniger als 1 792 000 Stück, d. i. um mehr als den zehnten Teil des ganzen Bestandes, zurückgegangen ist, so kann wohl nicht mehr davon die Rede sein, daß die deutsche Landwirtschaft in der Lage ist, den Bedarf des deutschen Volkes an Fleisch oder Getreide zu decken! — — Bei den Flottenvorlagen ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß die Riesenein fuhr an amerikanischem Baumwolle, die wir zur Volksernährung brauchen, nicht gewährleistet werden könne, wenn die Kriegsflotte diese Zufuhr nicht zu schützen vermöge. Werden die Gegner jeder Flottenvermehrung sich nicht jetzt nach dem Ausspruch des Kaisers darauf berufen, daß ein Import, der gar nicht nötig sei, auch nicht geschützt zu werden brauche? Wird nicht jeder Volkswirt, jeder informierte Laie, gestützt auf die unzweideutige amtliche Statistik, feststellen, daß selbst die Regierung zugeben mußte, daß 5 Prozent, in Wirklichkeit aber 9¼ Prozent, des deutschen Fleischbedarfs vom Auslande gedeckt werden müssen? Daß der Auslandsbedarf an Futtermitteln für die deutsche Viehzucht 16 bis 18 Prozent beträgt? Und wird sich nicht jeder Volksgenosse sagen, daß die Regierung des Kaisers, der gestern erklärte, die deutsche Landwirtschaft könne den Gesamtbedarf an Brot und Fleisch und Futter decken, vorgestern durch Notstandsmaßnahmen zugegeben hat, daß das Gegenteil der Fall ist?

Der Kaiser hat sich gestern von seinem Idealismus und in den schönsten Absichten fortragen lassen über die Berge der stahlharten Tatsachen, über die ebenso harten Mauern unwiderleglicher Zahlen, über die Wirklichkeit unsrer Volkswirtschaft hinaus. Das ist aus mehr als einem Grunde tief zu bedauern. Zu bedauern: weil die agrarischen Heißsporne, denen wir so viel Erbitterung und das Anwachsen des Radikalismus zu verdanken haben, sich in die Brust werfen und sagen werden, der Kaiser habe ihren Parteistandpunkt und mit ihren Worten fast vertreten. Weil man im Volke den Idealismus des Kaisers weniger beachten wird als seinen Irrtum.

Wir aber bedauern diesen Teil der kaiserlichen Rede besonders noch aus dem Grunde, weil der zweifellos wohlgemeinteste Dilettantismus auch in volkswirtschaftlichen Dingen nachteilig ist für die Autorität des Thrones. Gerade, weil wir dem hohen Idealismus des Kaisers nie verkannt haben, sehen wir mit Bestürzung, wie der Monarch in einer der wichtigsten Fragen, in der der Volksernährung, einseitig unterrichtet ist. Wir haben hier nie das Geschrei mitgemacht gegen die „Junker". Wußten stets, was die Stein und York und Gneisenau bedeuten, und fanden es nicht nur aus Standesrücksichten begreiflich, wenn der Kaiser in Königsberg und in Berlin den Herren besonders gute Worte gönnt. Doch wo die Junker tapfer gefochten und geblutet haben, auf denselben Schlachtfeldern blutete ebenso tapfer das Volk zu ungezählten Tausenden. Und darum bedauern wir in diesen großen, stolzen, deutschen Gedenktagen, daß es nun durch die andererseits skrupellose Ausnützung eines beklagenswerten Irrtums im Volke den Anschein haben wird, als stehe der Kaiser entschlossen auf dem reinen Parteistandpunkte der Oldenburg und Diederich Hahn. Es sind wahrhaftig nicht die schlechtesten Monarchisten, die ihn stets gern auf einer viel höheren Warte zu sehen wünschen...

Der Einzug des Brautpaares.

In Berlin ist heute vormittag der feierliche Einzug der Kaisertochter mit ihrem Bräutigam erfolgt. Das Zieten-Husarenregiment, in das Prinz Ernst August eintreten soll, gab ihnen das Ehrengeleit. Und wie aus Gmunden uns telegraphiert wird, soll auf Wunsch Kaiser Wilhelms die dauernde Uebersiedelung des Prinzen Ernst August von Cumberland nach Berlin demnächst erfolgen. — Ueber den Einzug wird uns berichtet:

h. Berlin, 13. Februar. (Priv.-Tel. der Dresdner Neuesten Nachrichten.) Prinzessin Viktoria Luise von Preußen und Prinz Ernst August von Cumberland, das prinzliche Brautpaar, hielten heute früh in Berlin ihren Einzug, in dem sich auch die Kaiserin, Prinzessin und Prinz Max von Baden, Prinz Oskar von Preußen und das Gefolge befanden. Das Brautpaar traf um 8 Uhr 30 Minuten auf dem Potsdamer Bahnhof ein. Der Bahnhof war mit Blumen, Palmen und andern Ziersträuchern herrlich geschmückt. Bald nach 8 Uhr fuhr der Kaiser vor dem Bahnhof vor, um sich die Ausschmückung vorher noch selbst anzusehen und noch einige Anordnungen zu treffen. Im Fürstenzimmer, wo der Kaiser mit seinem Gefolge bis zur Ankunft des Zuges verweilte, hatten sich u. a. eingefunden: Oberhofmarschall Graf Eulenburg, Oberstallmeister v. Reischach, der kommandierende General des Gardekorps v. Löwenfeld, der Berliner Oberbürgermeister Wermuth, Polizeipräsident Jagow. An Fürstlichkeiten waren u. a. anwesend: Prinz Eitel Friedrich und Prinz August Wilhelm. Als der Zug in die Halle einlief, spielte die Militärmusik, die auf dem Bahnsteig aufgestellt war, den Präsentiermarsch. Aus dem vierten Wagen stieg zunächst das Brautpaar. Der Bräutigam hatte die Uniform des bayrischen ersten schweren Reiterregiments angelegt. Der Kaiser, der in der Generalsuniform erschienen war, begrüßte das Brautpaar, die Kaiserin und die

Heimwärts aus Amerika.

Von Wilhelm Heydrich.

III.

Es war ein unaufhörliches Wechseln der Empfindungen, das mich in jener ganzen Zeit beherrschte. Der geringste Hoffnungsstrahl trieb mich zur größten Anspannung, die regelmäßigen Enttäuschungen, die ich erlitt, ließen mich für Tage in völlige Apathie versinken. Beide Zustände aber halfen mir in gleicher Weise vorwärts, nur daß mich im ersteren Falle bewußte Zuversicht anspornte, im zweiten Falle automatische Gleichgültigkeit. Natürlich hatte auch Genua mich enttäuscht. Als am fünften Tage nach meiner Ankunft weder Antwort auf mein Schreiben noch Geld eingetroffen war, hörten die Unterstützungen des Hilfsvereins auf. Zwei Tage drückte ich mich auch in der Stadt herum, dann ging ich zum letztenmal in das Vereinsbureau und erklärte, weiterwandern zu wollen. Aus Gnade und Barmherzigkeit gewährte man mir noch eine Unterstützung von 1,25 Lire als Zehrung. Am 8. Mai 1910 verließ ich Genua, überschritt in der Nacht darauf den Apennin und sah am nächsten Morgen von Nori aus am jenseitigen Horizont die weißblitzende Kette der Alpen, hinter denen die Heimat lag. Die Ruhe in Genua hatte mich wieder empfänglich gemacht für Naturschönheit. Ich saß an einer Straßenkreuzung auf einem Meilenstein und blickte wie verzaubert auf jene leuchtende Vision in der Ferne, und als ich mich umwandte, sah ich hinter mir die Spitzen des Apennin, die sich südwärts fortsetzten. Die steigende Glut der Mittagssonne erstickte allerdings sehr bald wieder die Gehobenheit, in welche mich der Ausblick am Morgen versetzt hatte, und das Abenteuer, das ich am Abend noch mit einem Gendarmen bei Voghera zu bestehen hatte, brachte mir das Vogelfreie meiner augenblicklichen Lage wieder recht deutlich zum Bewußtsein.

In jener Nacht kostete ich denn auch einmal das Gefühl eines Verfolgten, eines gehetzten Wildes aus, das sich auf der Flucht vor einer drohenden Gefahr befindet. Bei einem Bäcker in Voghera hatte ich mir ein Brot für vier Soldi gekauft und war mit dem Meister in ein Gespräch geraten. Es war ein guter Mensch, er gab mir die vier Soldi wieder und brachte mir Wasser zum Trinken. Dies alles war auf der Straße vor sich gegangen, und der Gendarm des Ortes, der gespreizt wie ein Pfau vorüberstelzte, beobachtete uns scharf. Als ich weiterging, trat er zu dem Bäcker; ich sah es noch, als ich um die Ecke bog. Eine unsichere Ahnung ließ mich schnell ausschreiten, so daß ich mich bald außerhalb der Stadt auf der dunkeln Chaussee befand. Nach zehn Minuten ließ ich mich auf einem Steinhaufen nieder, um zu essen, als plötzlich der Gendarm wie aus dem Boden gezaubert vor mir stand. Ich war so erschrocken über sein Erscheinen, daß ich ihm erst gar nicht Rede stand und ihm danach nur unsichere Antworten geben konnte. Ich hatte zuviel von dem Schicksal mittelloser Ausländer auf den italienischen Polizeistationen gehört, um mit dem gleichen Schicksal vor Augen ruhig zu bleiben. Gerade diese Unsicherheit aber machte den Mann doppelt mißtrauisch. „Kommen Sie mit", sagte er, mich am Aermel fassend, „ich werde Ihnen ein Nachtlager verschaffen." Blitzschnell jagten sich die Gedanken in meinem Hirn. Ging ich mit dem Gendarmen mit, so war meine ganze Wanderung umsonst gewesen, dann winkte mir wochen-, vielleicht monatelang Haft, ehe ich „per Schub" über die Schweiz nach Deutschland spediert wurde. Und infolge dieser blitzartigen, verzweifelten Ueberlegung tat ich etwas, das ich teuer hätte bezahlen müssen, wenn man mich schließlich doch noch erwischt hätte. Der Gendarm flog plötzlich zur Seite, von einem scharfen Hieb in den Magen getroffen, und ich rannte davon, was ich nur rennen konnte. Ich raste blindlings in die Nacht hinein, undeutlich hörte ich jemanden hinter mir fluchen und schreien, hörte ein Keuchen, als ob mich jemand verfolgte. Dann ward es still. Ich aber lief trotzdem immer weiter in der dunklen Erkenntnis, daß ich in der Nacht noch möglichst weit fortkommen müsse von dem Schauplatz meines Renkontres. Und so lief ich denn, bis ich den breiten Streifen eines Stromes vor mir entdeckte, über welchem dicker, weißer Nebel braute. Es war der Po. In einem Gebüsch am Ufer warf ich mich auf die feuchte Erde; von Zeit zu Zeit schreckte ich empor und lauschte, dann aber, gegen Morgen, versank ich in einen bleiernen Schlummer, aus dem mich erst die Sonne erweckte, die mir ungehindert ins Gesicht brannte.

Es ist mir heute noch verwunderlich, daß man mir damals nicht nachgeforscht hat, die italienische Polizei ist sonst in diesen Dingen recht pflichteifrig. Freilich mangelte es ihr in meinem Falle an jedem Anhalt, da sie kein Signalement besaß, denn es war dunkel gewesen, als ich Voghera passierte. Immerhin klopfte mir doch das Herz gewaltig, als ich die große Schiffsbrücke über den Po passierte, und als ich am Zollhäuschen vorüberkam, war ich ganz darauf gefaßt, von dem Karabiniere, der bei dem Zollwächter stand, angehalten und arretiert zu werden. Doch nichts geschah, die beiden beachteten mich kaum. Auch diese Gefahr war glücklich überstanden. Aber das Wettrennen mit der Staatsgewalt hatte mir den Rest gegeben. Nie ist mir eine Strecke endloser erschienen, als jene 35 Kilometer von Pavia nach Mailand. Ich ging, als ob ich Nägel in den Schuhen hätte. Ich döste durch die uralte Stadt, verfolgt von den verwunderten Blicken gut ausgeschlafener Bürger, kaum daß ich so viel Energie besaß, an meinen Magen zu denken und mich mit kargem Proviant zu versehen. Dann tappte ich neben der Mailänder Dampfbahn dahin. Zug auf Zug überholte mich. Ein betrunkener Passagier warf mir eine ausgesaugte Orange ins Gesicht; ich wischte nur mit der Hand darüber hin und tappte weiter. Meine Knie versagten fast. Alles Menschheitsgefühl war in einer tödlichen Ermattung versunken. Ich hatte nur das eine Ziel vor Augen — Mailand. Dort wußte ich von andern, daß man im Dormitorio publico für fünf Soldi ein reines Bett bekäme und baden könne, wenn man noch zwei Soldi nachwarf. Diese Ausgabe würde den Rest meines Geldes verschlingen. Was tat's, ich hatte die Empfehlung von Genua an den Mailänder Hilfsverein in der Tasche und würde sicher ein paar Centesimi erhalten. Vielleicht — vielleicht wartete ja auch auf dem Konsulat etwas auf mich, das verspätet in Genua eingetroffen und mir nachgeschickt worden war. So kam ich lahm, verstaubt, hungrig und dennoch schon wieder leise hoffend nach der Domstadt, irrte spät abends noch eine Stunde umher auf der Suche nach dem Dormitorio und fand es endlich in der Nähe der Porta Romana. Zehn Minuten später kroch ich in ein reinliches, bequemes Bett, rollte mich zusammen und versank in einen Urweltsschlummer, mit dem köstlichen Bewußtsein, am nächsten Morgen bis 10 Uhr liegen bleiben zu dürfen, wenn es mir so gefiel.

Die wenigen Tage in Mailand waren nicht danach angetan, mir eine große Freude an der Stadt einzuflößen. Ich hungerte in Mailand. Die Unterstützung des Hilfsvereins betrug — nachdem ich zwanzig Fragen schriftlich beantwortet hatte — 1 Lira und wurde nur einmal gewährt. Sie reichte zwei Tage lang für ein warmes Essen in der Lucino Economica, der Volksküche. Auf meine wiederholte Bitte fragte mich der Konsulatsbeamte kaltlächelnd, wie der Hilfsverein überhaupt dazu käme, sich um jeden hergelaufenen Menschen zu kümmern. Meinen gemurmelten Einwurf von allgemeiner Menschlichkeit fertigte er mit einem Achselzucken ab. In Mailand mußte ich wieder einmal um Brot bitten gehen. In einer Winkelstraße trat ich in einen Laden. Der Bäcker reichte mir wortlos ein großes rundes Brot und nickte mir freundlich zu auf meinen Dank. Es war ein blasser, breitschultriger Mann mit guten Augen, deren Blick allein schon mildtätig war. Meine Nächte brachte ich in einem Privatasyl zu, in welchem niemand fragte und niemand daher zu lügen brauchte. Die Mittagsstunden aber verbrachte ich im Dome. Dort saß ich stundenlang in einem Winkel, versunken in die Größe dieses Raumes, und ließ widerstandslos alle Eindrücke auf mich einwirken, so daß das nagende Gefühl des Hungers und das grübelnde Elend völlig von mir abgedrängt wurden, die mich draußen auf den Straßen und Plätzen, unter den Menschen, die herumflanierten und in den eleganten Restaurants saßen, erbarmungslos verfolgten.

Ohne einen Heller Zehrgeld verließ ich Mailand. In strömendem Regen überschritt ich mitten in der Nacht die Schweizer Grenze und traf am Morgen in Lugano ein, wo ich noch einmal die ganze Verachtung des Vizekonsuls über mich ergehen lassen mußte — gegen ein Entgelt von 75 Cents. Dann wanderte ich dem Gotthard entgegen. Um Arbeit sprach ich jetzt schon nirgends mehr an, die gab es doch nicht; mein Brot erbat ich mir von kleinen Bäckern, die im allgemeinen freundlich und hilfreich waren. Dieses Brot und kaltes, klares Wasser war meine einzige Nahrung in dieser Zeit. Im unteren Tessin übernachtete ich in den Wächterhütten der Weinberge, die leer standen in dieser Jahreszeit. Im oberen Teile wandte ich meine alte Praxis

Der Verfasser schildert hier die abenteuerlichen Erlebnisse, die er in unserm Feuilleton von Nr. 29 und 29 erzählt hat. Die Red.